

Waldtraut Lewin

Ein Haus in Berlin  
1935

Paulas Katze



Ravensburger

Als Ravensburger E-Book erschienen 2014

Die Print-Ausgabe erscheint in der Ravensburger Verlag  
GmbH

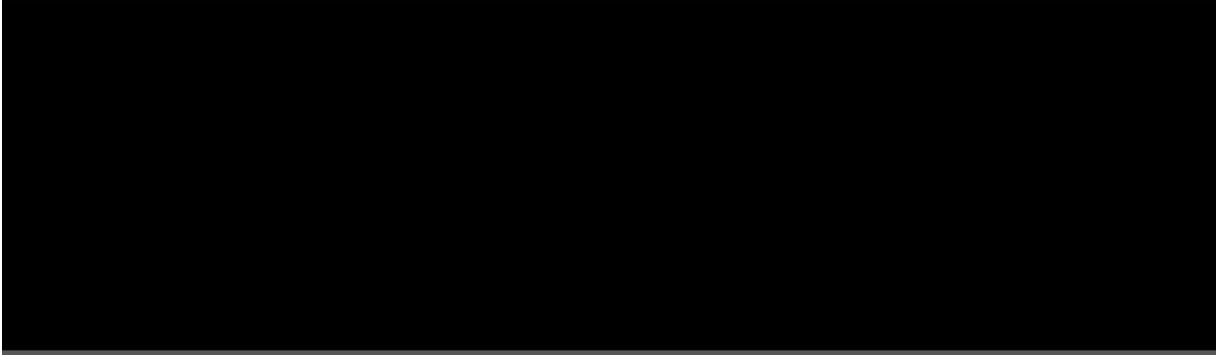
© 1999 Ravensburger Verlag GmbH

Umschlaggestaltung: Anja Langenbacher unter  
Verwendung eines veränderten Fotos  
aus dem Bundesarchiv Koblenz

Alle Rechte dieses E-Books vorbehalten durch  
Ravensburger Verlag GmbH,  
Postfach 2460, D-88194 Ravensburg.

**978-3-473-47557-5**

[www.ravensburger.de](http://www.ravensburger.de)



**1935**

Erster Teil

# Das Gesetz

»Sander, du bleibst!«

Nein, tu ich nicht. Hab meine Tasche gegriffen, noch vor dem Aufstehen und dem Heil-Hitler-Gruß und bin schon an der Tür, aber Friederike Barette heißt nicht umsonst »die Kreuzspinne«. Sie schießt von ihrem Katheder vor wie aus der Ecke eines Netzes auf die Fliege und hat mich am Handgelenk, und die Klasse grölt, während sie mich auf meinen Platz zurückbringt. Ich lasse mich nicht gern anfassen und muss mir Mühe geben, mich nicht mit einem Ruck freizumachen.

Grüßen mit stramm nach vorn ausgereckter Hand und zusammengepressten Hacken. Friederike Barettes dunkle Augen lassen mich nicht los. Sie ist klein, noch einen halben Kopf kleiner als ich, aber selbst die großen dicken Weibsbilder dieser Klasse wie Hannelore Blaschke oder die blondzopfige Ulla Becker zittern vor ihr.

»Wegtreten bis auf Sander!«

Ich presse die Fingernägel in die Handballen. Nein! Nicht! Ich muss fort! Dies Zittern in mir. Ich muss zu Paula.

Die Barette ist direkt vor mir. Setzt sich auf meinen Tisch. Ich rieche ihre Seife, starre auf das Muster ihres Kleids. Was will sie? Bin ich die Fliege in ihrem Netz? Ich atme schwer.

Endlich redet sie, mit dieser gefürchteten Stimme, die so seidenweich und so stahlhart sein kann. Jetzt ist sie nur klar und durchdringend.

»Wir Deutschen haben heute auf dem *Reichsparteitag der Freiheit* ein wichtiges Gesetz bekommen, ein Gesetz, das deutsches Blut und deutsche Ehre schützen wird, und ich war stolz, es der Klasse vorstellen zu können. Ich hatte aber den Eindruck, dass du, Katharina Sander, sehr wenig bei der Sache warst.«

Sie macht eine Pause.

Nicht bei der Sache? Kein Mensch konnte mehr bei der Sache sein als ich. Nur dass meine Gefühle nicht Genugtuung waren über das, was ich zu hören bekam, sondern Entsetzen. Will sie mich verhöhnen? Sie weiß doch sehr genau, dass Paula Glücksmann, meine Tante, Halbjüdin ist. Schließlich hat sie ja mit ihr in diesem Kollegium gearbeitet, bis sich Paula ans jüdische Gymnasium versetzen lassen musste, weil der Schule eine Nichtarierin als Zeichenlehrerin nicht mehr »zuzumuten« war.

Ich sehe sie an, und ihre dunklen Augen sind ohne zu blinzeln auf mich gerichtet.

»Darf ich jetzt gehen?«

Sie scheint nach draußen zu horchen. Nimmt das Gesetzblatt vom Katheder, hält es mir hin.

»Ich möchte dir das mitgeben und erwarte, dass du dich intensiv damit beschäftigst. Intensiv, hörst du?«

Ich antworte nicht. Will nur weg. Sie soll mich in Ruhe lassen.

»Sander«, sagt sie. »Ein bisschen Anpassungswille. Ein bisschen weniger Trotz. Du schadest nur dir selbst.« Sie geht zum Fenster, öffnet es, horcht wieder. Auf einmal wird mir klar: Sie will mit ihrem Manöver verhindern, dass ich mich mit den anderen anlege - oder die mit mir. Bloß warum? Es kann ihr doch eigentlich gleichgültig sein, mit wem ich mich raufe.

»So«, sagt sie und macht den Fensterknebel wieder zu. »Das wär's. Du kannst jetzt gehen.« Fügt halblaut hinzu: »Grüß deine Tante. Es tut mir Leid.«

Mit zitternden Fingern stopfe ich das unselige Gesetzblatt in meine abgeschabte Tasche.

Es tut ihr Leid, der Kreuzspinne? Was tut ihr Leid? Dass ich eine nichtarische Tante habe? Oder dass sie es nun per Gesetz festgeschrieben haben: Juden sind Menschen zweiter Klasse? Ich haste den Gang hinunter, verlasse das Schulgebäude. Alles ist still. Die Baretti hat Recht. Die Luft ist rein.

Und plötzlich fange ich an zu rennen, wie ich als Kind gerannt bin. -

Niemand konnte so schnell rennen wie ich. Manchmal hab ich gedacht, dass ich eigentlich auch fliegen könnte, wenn ich nur einen Schritt zulegen würde. Keine Mauer war mir zu hoch, kein Baum zu schwierig. Es lag hauptsächlich daran, dass ich ständig weglaufen musste. Weglaufen vor dem Gegröl der anderen Kinder und ihren Sprüchen wie »Lumpenmüllers Lieschen - rot wie ein Radieschen« oder »Rote Haare, Sommersprossen sind des Teufels Volksgenossen«. Und natürlich weglaufen vor mir selbst und vor meinen Ängsten. Inzwischen habe ich gelernt, standzuhalten. Aber weil ich nicht zu fangen war, nannten sie mich »*die Katze*«.

Nun rennt die Katze wieder, als wenn sie noch einmal das Mädchen von damals wäre. Rennt, rennt, rennt. Rennt zu Paula.

Als ich in unsere Straße einbiege, erhitzt bereits, mit einem leichten Seitenstechen und dem herrlichen Gefühl, dass mich niemand einholen kann, höre ich sie rumbrüllen. Es ist ein anderes Gebrüll als das, was mich und meinen rothaarigen, sommersprossigen, zerlumpten und

neuerdings auch bebrillten Weg verfolgt. Aber dies Gebrüll kenne ich auch. Vor allem, da es begleitet wird vom Aufschlagen von Stein auf Holz und Metall. Steine fliegen gegen Türen und Jalousien. Damals, vor zwei Jahren im Frühling, kam noch das Scheppern und Klirren von Glas dazu. Inzwischen sind die Betroffenen klüger geworden und verbarrikadieren sich in ihren Wohnungen und Geschäften.

Ich muss stehen bleiben.

Hole mühsam Luft. Mein Herz klopft wild. Ja, ich habe Angst. Unauslöschliche Angst, wie damals, als ich an der Hand von Paula durch die dämmrigen Straßen ging, unendlich glücklich, mit ihr zusammen zu sein, und meine kalte Hand in der ihren, und beide in ihrer warmen Manteltasche. Unvergesslich diese Stimmung. Unsere Zweisamkeit, unsere friedliche Stille, und dann der Einbruch des Bedrohlichen. Leute, die anders gehen als die normalen Passanten, die irgendwie ein Ziel haben, ein gemeinsames Ziel. Die Fahnen mit dem Hakenkreuz. Die braunen Uniformen. Die Inschriften an den Wänden. *Kauft nicht beim Juden! Juden sind Volksschädlinge!* Und wir sind unterwegs, um Paulas Vater abzuholen vom Geschäft. Bertram Glücksmann. Bertram Glücksmann ist Jude.

Paulas Zittern, ihre Stimme. »Die Völkischen. Diese Mörder.« Und ihre Angst, die sich auf mich überträgt wie eine ansteckende Krankheit.

Ein Mann wird aus einem Haus gezerrt und aufs Pflaster geknallt. Es ist nicht Bertram. Zum Glück. Sie schließen den Kreis um ihn. Wir laufen fort.

Damals war ich noch ein Kind. Aber die Bilder, die Laute, sie sind unvergesslich. Und da stehe ich, die Katze, die vor nichts mehr davonläuft, und überlege, wie ich vielleicht

einen Umweg nehmen kann, so, dass ich nicht an dem Haus vorbei muss, wo die Löwenbergs wohnen.

Damals war das noch der Mob. Und das war beruhigend – auch wenn kein Polizist kam, um zu helfen. Jetzt hat der Mob ein Gesetz hinter sich und ist das Volk.

Meine Zähne schlagen aufeinander.

Während ich da noch an der Ecke stehe, zögernd, feige, trifft mich eine Stimme: »Katze. Ich traue mich nicht nach Haus.«

In eine Toreinfahrt gedrückt, steht sie leibhaftig da, Elise Löwenberg, einstige Spielgefährtin und Klassenkameradin, bevor sie aufs Jüdische Lyzeum kam. Elise, die Hochmütige; Elise, die Reiche. Und traut sich nicht nach Haus. Verständlich, bei dem, was man hört da um die Ecke.

»Habt ihr keinen Hofeingang? Kannst du nicht irgendwo durchschlüpfen?«, frage ich hastig und fühle mich gar nicht zum Heldentum aufgelegt.

Elise schüttelt den Kopf, und ihre großen, brennenden Augen sind ohne zu blinzeln auf mich gerichtet, als erwarte sie etwas von mir. Wieso eigentlich? Nicht, dass wir so dicke Freundinnen gewesen wären. Nie durfte ich sie besuchen. Lumpenmüllers Lieschen.

Und ich hab keine Zeit. Ich muss zu Paula!

Das Geschepper hat aufgehört. Dafür fängt Elise jetzt an zu weinen. Sie schluchzt wie ein kleines Kind. »Ich will zu meiner Mutter«, sagt sie leise, und die Tropfen rinnen ihr an der Nase entlang. Elise, die Stolze.

»Ich guck mal um die Ecke«, sage ich.

Schiebe meine Tasche unter den Arm und atme tief durch. Schließlich hast du Kampferfahrung, Katze, im Gegensatz zu Fräulein Löwenberg.

Das Stein-Bombardement hat aufgehört. Offenbar wurde die Munition erfolglos verschossen, Löwenbergs haben die

Jalousien mit Stahl verstärken lassen. Weitsichtige Leute. Vor dem Haus stehen keine Erwachsenen, sondern nur ein Trüppchen Kinder aus der Gegend, ich kenne sie alle. Mit denen werde ich fertig. Die Blaschke aus meiner Klasse ist der schwerste Fall. Die Bengel von Neussel. Die sind kleiner als ich. Und Horst Grettenbach vom Quergebäude, der stottert und von seinem Vater immer so verdroschen wird, dass man ihn bis auf die Straße schreien hört. Die vier haben sich einen Spaß gemacht. Jetzt rufen sie im Chor: »Deutschland erwache! Juda verrecke!«

Wenn man schon keinen Mut für sich selbst hat – für andere findet man ihn dann wieder.

»Komm«, sage ich entschlossen zu Elise. »Ich bring dich nach Haus. Hast du deine Schlüssel parat?«

Elise nickt und fummelt mit zittrigen Händen an ihrer Jackentasche. Zittrig bin ich auch. Trotzdem. Ich recke das Kinn vor und gehe los. Sie folgt mir wie ein Schatten.

Als sie uns beide sehen, bricht der Sprechchor erst einmal ab. Verblüffung. Dann sagt Horst: »Jetzt hat die Judensau sich die L-l-lumpenkatze m-mitgebracht.« Das Gegröl setzt wieder ein. Aber noch greift uns keiner an.

Ich gehe dicht an der Wand entlang, mit Elise im Schlepptau. Bin schon fast an der Tür, als Blaschke einen Vorstoß unternimmt. Jetzt. Sie schiebt sich zwischen mich und Elise, stemmt den Arm an die Mauer, versetzt mir einen Stoß mit der Hüfte. »Na, Judenschickse, haste nich 'n bisschen zu viel Glitzerkram an dir?«

Das bezieht sich auf die Perlenkette, die Elise am Hals trägt. Für den Bruchteil einer Sekunde denke ich, dass ich in ihrer Situation jetzt vielleicht besser nicht mit Perlenketten rumlaufen würde. Aber wahrscheinlich kommt jemand wie das Löwenberg-Mädchen gar nicht auf so eine Idee. Die Kette gehört zur Kleidung. Fertig.

Meine Angst ist weg, wie immer, wenn es zur Sache geht. In mir ist nur noch Wut. Mit einem Seitenblick konstatiere ich, dass sich die Jungen raushalten werden aus der Weiberrauferei. Gut so. Die Blaschke ist ein Mordstrumm, aber sie müsste wissen, dass das im Streit mit mir kein Vorteil ist. Außerdem tut sie etwas sehr Leichtsinniges: Sie dreht mir den Rücken zu.

»Lass sie in Ruhe!«, sage ich, während sie die Hand nach der Kette ausstreckt und Elise ängstlich zurückweicht. Noch während sie zugreift, lasse ich meine Tasche fallen, renne Blaschke meinen Kopf wie einen Rammbock in den Rücken und reiße gleichzeitig mit beiden Händen ihren Kopf an den Haaren zurück. *Deutsche Mädchen tragen Zöpfe*. Sehr praktisch. Blaschke brüllt los, und zugleich kreischt Elise schrill auf, denn die Gegnerin hat nicht losgelassen. Die Kette ist gerissen, die Perlen rollen über die Straße auf den Gully zu.

»Schnell ins Haus!«, rufe ich, während ich das große Mädchen im Klammergriff halte, und sehe aus den Augenwinkeln, dass Elise wie gebannt auf ihre davonkullernden Perlen guckt. »Vergiss jetzt die verdammte Kette! Und lauf!«

»Es sind echte!«

»Zum Teufel mit den echten!«

Endlich ist sie an der Haustür. Ich habe meine Probleme mit der großen Blaschke, die sich in meinem Griff windet und versucht, mich abzuschütteln, hänge an ihr dran wie ein Hündchen an der Wildsau, und in die Bengel ist Bewegung gekommen – natürlich auf die Perlen zu.

Jetzt könnte ich einfach loslassen und die Beine in die Hand nehmen. Bin allemal schneller als die. Noch dazu, wenn sie jetzt mit dieser »Beute« beschäftigt sind. Aber alles in mir sträubt sich dagegen. Empörend, wie die mit

diesem fremden Schmuckstück umgehen! Blaschke hat immer noch die beiden Enden des zerrissenen und halb abgespulten Bands in der Hand, und die Jungen rutschen auf den Knien, als wenn sie Erbsen verlesen würden.

»Ihr werdet das zurückgeben«, sage ich, und lasse Blaschkes Zöpfe los. Sage es ganz ruhig. Sie sieht mich an, ihre kleinen Augen sind randvoll mit Hass. »Das ist deutsches Volksvermögen! Haben uns diese Judenschweine geklaut! Das gehört uns!« Dumme Sprüche.

»So seht ihr aus!«

Vor mir krabbelt Horst Grettenbach, und ich kann nicht anders. Trete ihm mit voller Wucht auf die Hand. Sehe einfach rot. All meine Wut, mein Schmerz über die »Gesetze«, die sie heute erlassen haben, ist gleichsam in meinem Absatz. Statt wegzurennen ...

Und nun sind sie über mir, natürlich. Die Blaschke haut auf mich ein, was ziemlich wehtut. Grettenbach hat mir von unten die Beine weggezogen, ich hocke am Boden und die kleinen Neussels dreschen und treten ziellos, wie's gerade kommt. Eine klassische Prügelei wie aus den Kindertagen. Ich halte mir die Arme vors Gesicht, damit meiner Brille nichts passiert. Was machst du bloß, Katze?, frage ich mich mit einer dumpfen Verblüffung. Ich muss verrückt sein. Lasse mich wegen der Löwenberg und ihrer Perlenkette verhauen.

Und dann ist da eine fremde Stimme.

Ich verstehe nicht, was sie sagt. Bin viel zu sehr in Rage. Es ist der Ton. Hell, energisch, schwingend. Ein komisches Wort fällt mir ein: befehlsgeohnt. Aber es ist nicht das Kasernenhofgebrüll der völkischen Jugendbewegung. Es ist wie ein schönes Instrument, das etwas in mir mitschwingen lässt.

Neussels werden von mir weggezogen, und nun, als ich Luft habe, kann ich Grettenbach mit einem energischen Aufwärtsruck meines Kopfes außer Gefecht setzen.

»Zu viert auf ein Mädchen!«, höre ich die Stimme, aber sonst verstehe ich nichts. In meinem Kopf saust es, und ich spüre mit Entsetzen, wie das Zittern in mir hochsteigt. Nicht schreien!, befehle ich mir. Wieder presse ich die Nägel in meine Handflächen. Die Geräusche sind ganz fern auf einmal, wie durch Watte. Ruhig, Katze! Nicht hier und nicht jetzt! Vor meinen Augen kreist alles.

Dann sehe ich, dass mir jemand etwas hinhält. Meine Schultasche. Ich greife mit beiden Händen zu, halte mich fest an dem abgewetzten Lederriemen, und vor mir taucht das Gesicht auf. Ein neues Gesicht zu einer neuen Stimme. Schmal, bräunlich unter einem braunen Haarschopf. Forschende Augen auf mich gerichtet. »Ist alles in Ordnung?« Sehr sanft. Mein »Retter« - Ich muss schlucken.

»Nichts ist in Ordnung«, sage ich heftig. »Das sind Räuber. Die Kette gehört einem Mädchen, das ...«

»Ich kümmere mich nachher darum«, unterbricht er mich. »Jetzt bringe ich dich erst einmal nach Haus.«

Die Straße gewinnt wieder Konturen. Die kleinen Neussels haben sich schon verzogen, Grettenbach steht und hält seinen Magen, in den ich meinen Kopf gerammt habe, und Blaschke marschiert schwadronierend ab und droht mit ihrem Vater. Der ist Naziblockwart.

»Kümmere dich um deine eigenen Sachen«, sage ich in das schmale Gesicht, in die fremde Stimme, in die Augen (warmes Braun) gerade hinein. »Ich komme schon klar.«

Wenn er hört, dass ich die Sander vom Hinterhof bin, die Enkelin von der Lumpenhändlerin, ist es sowieso aus mit der Nachhausbringerei.

Er schlägt die Hacken zusammen. »Mein Name ist Gerolf Ginzler und ich –«

Mehr kriege ich nicht mit. Ich habe meine Tasche an mich gedrückt und renne davon, gejagt, fliegend, so schnell ist keine und keiner hier, bloß weg. Weg von dieser Stimme und diesen Augen. Zu Paula. Nun endlich zu Paula.



Vor unserer Toreinfahrt steht ein Möbelwagen. Ich registriere es im Vorbeirennen, erstaunt. Bei uns ist doch niemand ausgezogen. Durchquere den Durchgang und den ersten Hinterhof. Großmutter's Laden ist geschlossen, wie ich es erwartet habe. Unter dem verwitterten Schild ALTKLEIDER AN- UND VERKAUF AGNES SANDER&CO. hängt ein zweites, krakelig handgeschriebenes *Heute geschlossen*. Die Rollos im Wohnzimmer in der ersten Etage sind auch runter. Fast so dicht gemacht wie bei Löwenbergs. Großmutter feiert mal wieder blauen Montag und ihr Co. gleich mit. Die Sonntagsflasche muss ausgeschlafen werden!

Ich nehme den Schlüssel ab, den ich immer noch wie zu Kinderzeiten am Band um den Hals trage, öffne die Ladentür und werfe hastig meine Tasche rein. Der muffige Geruch nach Ratten und gebrauchten Kleidern und feuchten Wänden ... Mein Zuhause.

Auf dem Hof ist alles ruhig. Auch niemand an den Fenstern. Ich husche rüber zum Quergebäude und die fünf Treppen hoch zu Paulas Atelier, immer zwei Stufen auf einmal. Wie von einer Sehne geschnellt. Atemlos.

Das Atelier ist offen. Aber Paula ist nicht da.

Nur Mohr, der Kater mit den gelben Augen, kommt mir entgegen und macht einen Buckel an meinen Beinen. Ich

streichle ihn abwesend. Das ist nicht gut, dass Paula heute nicht hier in ihrer Klause geblieben ist! Gar nicht gut. Ich sehe mich im Raum um. In Mohrs Napf ist noch die frische Milch vom Morgen. Paulas Malerkittel hängt überm Stuhl und die Pinsel liegen unausgewaschen neben der bestückten Palette. Die Farbe trocknet an. Das ist überhaupt nicht ihre Art.

Ich tauche die Pinsel in Terpentin und beginne sie zu säubern. Vielleicht kann ich so meine Ängste vergessen.

Mein Blick fällt auf das große Bild, an dem sie gerade ist. Sie ist seit gestern ein großes Stück weitergekommen. Vielleicht hat sie die Nacht über gearbeitet und ist nun schlafen gegangen? Aber das ist absurd, und ich weiß es. Paula ist vormittags immer im Atelier, wenn sie keinen Unterricht gibt.

Ich liebe das Bild sehr. Es ist geheimnisvoll und sehr, sehr ungewöhnlich. Paula hatte angekündigt, dass sie Mohr, den Kater, malen wollte, und er sitzt ja auch im Mittelpunkt der Leinwand und starrt dem Betrachter gerade ins Gesicht mit seinen gelben Augen. Allerdings sind an diesen Augen lange Wimpern. Es sind eindeutig Menschengen. Mohr trägt eine Kette um den Hals mit einem orangeroten Stern. Der Stern ist sechseckig. Dahinter ist eine Landschaft, wie man sie manchmal in Träumen sieht: Straßen, die im Nichts enden, Brücken, die überm Abgrund abbrechen, eine Treppe, die zu einer Guillotine führt, eine Glaskugel im Schatten, in der ein winziges Kind sitzt. Ich weiß nicht wieso, aber irgendwie habe ich das Gefühl, es hat etwas mit mir zu tun. Paulas Bilder bedeuten meistens mehr als das, was man auf den ersten Blick wahrnimmt. Eine Katze, die vielleicht ein Mensch ist ... Ich bin die Katze. Aber ich bin auch das Kind ... Sehr verwirrend.

Auf dem Tisch daneben liegen meine Arbeiten, die mir Paula aufgegeben hatte. Meine Versuche. Linkisch gegen Paulas Bilder. Eine Blume nach der Natur. Das Kirchenportal von St. Marien. Die Akazie vom Platz um die Ecke. Auf die Akazie bin ich stolz, die ist wirklich gut geworden.

Es ist unheimlich still hier. Sonst hat Paula bei der Arbeit meist ihr Radio laufen - keinen so genannten *Volksempfänger*, sondern einen ziemlich kleinen, aber sehr leistungsstarken Apparat, der auch weit entfernte Sender heranholt.

Sie hört gern Musik beim Malen, Klassik oder das, was sie heute *Niggermusik* nennen und wonach man die fremden Sender absuchen muss - Jazz oder Swing. Und nun sehe ich, dass das Radio angestellt ist, denn das grüne magische Auge leuchtet, aber der Lautstärkeknopf ist ganz zurückgedreht. Ich mache laut, aber statt New Orleans dröhnt mir Marschmusik in die Ohren.

Jetzt beginne ich mir zusammenzureimen, was passiert sein muss. Seh es direkt vor mir.

Paula war beim Malen. Dann hat sie, den Pinsel quer im Mund, an den Knöpfen des Radios gedreht, um einen Sender zu finden, der ihr gefiel. Und dann ist sie auf die Meldungen gestoßen. Auf das, was sie uns heute in der Schule auch erzählt haben. Auf das, weswegen ich mich geprügelt habe. Die neuen Gesetze, die mir die Baretti in die Hand gedrückt hat. Mit einem Gruß an Paula!

Ich merke, dass meine Fingerspitzen kalt werden und mein Zahnfleisch anfängt zu kribbeln. Nicht jetzt!, befehle ich mir wieder. Vielleicht ist sie in Gefahr. Vielleicht muss ich sie suchen, ihr helfen.

Meine Hände sind jetzt bereits eiskalt. Ruhig atmen, nicht in was reinsteigern, rede ich mir selbst zu. Aber ich

hab gut reden. Wenn es mich packt, bin ich verloren. Diese Anfälle hab ich, seit ich klein war und allein bleiben musste in dem dunklen Lumpenkeller mit den Ratten. Da gibt's nur zwei Möglichkeiten. Die eine ist schreien, und die andere ist rennen, wegrennen. Aber wohin soll ich denn rennen hier in Paulas Atelier, außer zu Paula?

Ich bin schon mitten im Schreien, als die Tür auffliegt und Paula auf mich losstürzt, außer Atem, und meinen Kopf packt und an sich presst.

Ich merke, wie ich zittere, mein Kopf in Paulas Halsgrube, mein Körper an ihrem Kleid aus grobem, hartem Stoff, und kann immer noch nicht aufhören, bis sie sagt, mit ihrer wilden, lauten Stimme: »Hör auf zu schreien, Katze! Hör auf, sonst schrei ich mit!« Und nun muss ich nur noch schluchzen, hier bei ihr, an dem einzigen Ort, von wo man nie wieder aufbrechen möchte.

Sie fasst meinen Kopf noch fester, schiebt mich von sich weg und murmelt: »Gib deine Brille her. Ich putze sie.« Und währenddessen nimmt sie mir das kleine Nickelgestell mit den runden Gläsern bereits ab, haucht drauf und reibt es mit einem der Seidenpapiere, die bei ihrem Malbedarf liegen.

Paula trägt eine ganz ähnliche Brille. Ja, und ohne Paula würde ich immer noch die Augen zukneifen, wenn ich in der Schule erkennen will, was an der Tafel steht, und der Blaschke glatt in die Arme laufen, sofern sie nicht fünf Meter vor mir steht.

Ich bin kurzsichtig, wie Paula. Aber vor ihr hat das niemand entdeckt. Als sie mir die Brille machen ließ, wollte ich natürlich so eine wie sie. Auch die Haare habe ich mir so kurz schneiden lassen, wie sie sie trägt. Bubikopf, die Ohrzipfel gucken vor. Sie haben mich drangsaliert deswegen, aber das bin ich gewohnt.

»Paula, wo warst du?«, frage ich, und noch immer hab ich meine Stimme nicht in der Gewalt. »Ich hatte solche Angst.«

»Lass mal einen Moment«, sagt sie.

Sie schiebt mir die Brille wieder auf die Nase und geht im Atelier auf und ab. Mohr hat sich auf das Fensterbrett verzogen und guckt zu. Paulas Blick fällt auf meine ausgebreiteten Zeichnungen und sie bleibt stehen und nimmt das Blatt mit der Akazie in die Hand. »Gut gemacht, Katze«, sagt sie und legt es zurück. »Die Schraffierung da oben rechts scheint mir ein bisschen willkürlich. Aber trotzdem.«

Sie nimmt ihren Gang wieder auf.

Ich warte.

»Gelobt seien die Gesetze!«, sagt sie, und ihre Stimme ist noch greller und rauer als sonst. »Nun weiß ich doch endlich, was ich definitiv bin. Ein Mischling. Als Kind einer Ehe zwischen einem Juden und einer richtigen Arierin. Und nicht in jüdischem Glauben erzogen. Da bin ich also ein Mischling. Und wie wunderbar, dass mein Vater zumindest Frontkämpfer war, mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse dekoriert. Da war er ein so genannter Privilegierter.«

Jetzt hantiert sie mit der eigenen Brille herum wie vorhin mit meiner, rückt sie hoch auf die Stirn, fährt sich mit den Händen über die Augen. »Lieb, dass du die Pinsel ausgespült hast«, sagt sie. Sie lässt sich auf den Malstuhl fallen – er steht abseits, sie malt fast immer im Stehen.

»Ich komme aus der Charité«, sagt sie plötzlich ganz ruhig. »Es war ungemein freundlich, dass sie ihn aufgenommen haben, obwohl er ja kein Arier ist. Es hat bloß nichts mehr genützt. Er ist tot. Dein Großonkel Bertram. Mein Vater ist tot.«

»Was?«, sage ich und merke, dass meine Fingerspitzen schon wieder taub werden, aber sie hält gleich scharf dagegen: »Keine Panik, Katze! Wenn überhaupt jemand, dann bin ich jetzt damit dran!«

»Haben sie ... Haben sie ihm was getan?«

Wieder sind sie da, die grässlichen Bilder von vor zwei Jahren. Den alten Mann, den sie auf das Pflaster klatschten wie ein Tier, das man totmachen will. Die Schreie.

Sie schüttelt den Kopf.

»Eigentlich war gar nichts. Aber du weißt ja, sein Herz verträgt nicht mehr viel seit dem Krieg und dem Stromstoß, den er an der Front abgekriegt hat bei seinen Drähten da. Und als ich dieses Zeug im Radio gehört habe, bin ich gleich runter in die Wohnung, um nachzusehen, ob der Vater da ist. Aber Bertram war natürlich wieder ins Geschäft gegangen.«

Sie legt die Hand über die Augen.

»Was mich das an Schlaf gekostet hat, dass er immer und immer da war in diesem *arischen* Geschäft, das er Mutter überschrieben hatte! RADIO- UND BASTLERBEDARF LUISE GLÜCKSMANN; GEB. SANDER, Und Luise stand hinterm Ladentisch ohne eine Ahnung vom Metier, und er saß in der Hinterstube und gab den alten Kunden Ratschläge und Informationen. Statt es endlich zu vergessen! Endlich zu Haus zu bleiben!«

Ihre Augen sind jetzt auf das Bild gerichtet. Sie steht auf und nimmt ohne hinzusehn ihren Malerkittel, kriecht in die Ärmel.

»Es galt überhaupt nicht ihm«, sagt sie mit ihrer harten Stimme. »Als ich in den Laden kam, zogen draußen ein paar Völkische vorbei und blökten nur mal ein bisschen *Deutschland erwache, Juda verrecke*. Und schon tat er

ihnen den Gefallen. Muss es wohl für eine Gebrauchsanweisung gehalten haben.«

»Paula!«

Sie zuckt die Achseln. »Das Herz, Katze. Sein Herz konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, dass sie vor zwei Jahren angefangen haben, ihn als einen Untermenschen anzusehen. Vorher hatte er ja noch nicht mal so richtig gewusst, was das ist, ein Jude sein. Es hat ihn gar nicht interessiert. Die in der Charité konnten auch nur den Tod feststellen. Und alles in allem ist es ja einfacher für Luise, jetzt. Sie hätten ihr doch Tag und Nacht keine Ruhe gelassen, damit sie sich endlich von ihm scheidet.«

»Und nun?«

»Luise kümmert sich um alles. So was kann meine Mutter gut. Alles organisieren. Gibst du mir mal das Deckweiß rüber? Ich muss hier was ausbessern. Was guckst du so? Ich kümmere mich gleich um dich. Einen Moment noch.«

»Paula!«

Sie dreht sich zu mir herum, nimmt die Brille ab und legt sie auf den Tisch.

»Katze! Jetzt musst du mir helfen, ja? Pass schön auf. Du schreist nicht und ich schreie auch nicht. Halt mich fest.« Ihr Gesicht zuckt. »Die ganze Zeit, als wir ihn im Auto hatten und zur Charité fahren, wollte er mir etwas sagen. Aber Luise hat es verhindert.«

»Deine Mutter?«

»Ja. Du weißt ja, ich sage lieber Luise. Luise hat es verhindert.«

»Aber was meinst du? Was wollte er dir sagen?«

»Nun ist es zu spät, mein Kätzchen. Nun brauchen wir auch nicht mehr nachzufragen. Das Pack hat ihm den Mund gestopft mit seinen Gesetzen.«

Jetzt weint sie endlich, und mir ist es, als wenn sich etwas Bahn bricht, gegen das man einen Damm aufgerichtet hatte. Ich halte sie, und ich weiß, jetzt darf ich selbst nicht schreien.

»Ich hatte seine Hand in meiner«, flüstert sie, »und die ganze Zeit hab ich geglaubt, dass ich seinen Puls spüre. Dabei war es mein eigener. Verstehst du. Er war da schon tot. Erst als die Hand kalt wurde ...«

Ich habe die Arme um sie gelegt und die Augen fest geschlossen.

Niemand sonst auf der Welt ist mir so nahe wie sie. Sie soll nicht leiden.



Obwohl Bertram mein Großonkel war, kann ich nicht um ihn trauern. Ich habe ihn eigentlich nicht gekannt. Er war für mich ein netter alter Herr mit grauen Haaren und einem schwarzen Schnurrbart, der von Zeit zu Zeit mal ein paar freundliche Worte an mich richtete, wenn ich in der Hofdurchfahrt spielte. Dass wir verwandt waren, erfuhr ich erst, als Paula nach Berlin zurückkam. Die vom Hinterhof, also meine Großmutter Agnes, und die vom Vorderhaus, das ist ihre Schwester Luise mit ihrem Mann Bertram, waren nämlich spinnefeind. Die grüßten sich nicht mal.

Warum, habe ich nie erfahren, und Paula weiß es auch nicht. Sie meinte nur, nach der Machtergreifung Hitlers vor zwei Jahren, jetzt hätte diese Feindschaft endlich einen Sinn. Agnes mit ihrer Lumpenbude hatte schon Probleme genug, da musste sie nicht auch noch rausposaunen, mit einem Juden verschwägert zu sein.

Seit das erste Mal *Kauft nicht beim Juden!* an Bertrams Geschäft gestanden hatte und im Vorderhaus bei Rauchs

und Glücksmanns die Fensterscheiben eingeschmissen wurden, war der alte Herr völlig verändert. Er war mir fast unheimlich, denn immer, wenn wir uns im Hausflur oder auf der Straße begegneten, wollte er unbedingt mit mir reden. Was soll ein kleines Mädchen von damals dreizehn oder vierzehn schon mit einem Mann mit grauen Haaren reden, der immer nach seiner Herzmedizin riecht? Er fragte mich alles Mögliche, wie es mir ginge, ob ich in der Schule vorankäme - und einmal im Abenddämmern drückte er mich sogar an sich. Ich sah zu, dass ich ihm möglichst nicht begegnete. Mit Paula habe ich niemals darüber gesprochen. -

Paula.

Manchmal kommt es mir so vor, als wenn ich die Zeit vor Paula gar nicht richtig gelebt hätte.

Ich bin ohne Eltern aufgewachsen, und dass mir Großmutter Agnes allzu viel Fürsorge angedeihen ließ, daran kann ich mich eigentlich nicht erinnern. Nicht, dass sie mich vernachlässigt hätte, aber sie musste sich schon ausreichend um sich selber kümmern. Um es klar heraus zu sagen, sie trinkt, und nicht zu knapp. Und dann sind da die Männer. Ich habe mich immer geweigert, Opa zu ihnen zu sagen, und meistens eine Tracht Prügel bezogen dafür. Aber die blieben selten sehr lange, und es passierte auch, wenn ich mich zurückerinnere, dass ich nicht die Einzige war, die manchmal Prügel von ihnen bezog. Aber ich erinnere mich nicht besonders gern zurück.

Jetzt gibt es Bruno, das ist der »Co.«im Schild AGNES SANDER & CO. Bruno ist ganz freundlich. Aber er säuft genauso viel wie Agnes, und er hat einen Klumpfuß. Und Klumpfuß ist eine angeborene erbliche Missbildung, und das sieht man seit zwei Jahren für eine ziemlich schlimme Sache an - fast so schlimm wie Jude sein und schlimm

genug, dass Bruno die Wohnung kaum mehr verlässt, aus Angst. Ob er Angst hat, dass sie ihm was antun, oder sich nur davor fürchtet, von seinen alten Kumpels verhöhnt zu werden, das weiß ich nicht.

Ich hatte immer genug zu essen und zu trinken. Aber spätestens, wenn das Wochenende kam, wurde ich zum Schlafen in den Lumpenkeller geschickt. Das war keine böse Absicht von Agnes. Sie wollte bloß ihre Ruhe haben beim Saufen. Ich habe ihr ja auch nie gesagt, dass ich an den Abenden bei den Ratten vor Angst fast gestorben bin. So wenig, wie ich ihr sagte, dass mich die anderen Kinder hänselten wegen meiner roten Haare und meiner ausrangierten Klamotten aus den Beständen des Geschäfts und wegen der ollen Schnapsdrossel von Großmutter. Dafür interessierte sie sich aber auch nicht besonders für meine Zensuren und zuckte höchstens die Achseln, wenn sie meine Zeugnisse unterschrieb. Sie, meinte sie, wäre auch kein großes Licht in der Penne gewesen. Außerdem, in Sport war ich immer Klassenbeste. Und was die anderen Kinder angeht – wie gesagt, ich renne unheimlich schnell.

Und dann kam Paula an die Schule. Das dürfte nun inzwischen vier Jahre her sein.

Ich ging damals in die sechste Klasse, und Hannelore Blaschke verkündete, wir würden eine neue Zeichenlehrerin kriegen, 'ne alte Jungfer mit Brille. Da wäre bestimmt Vergnügen angesagt.

Eine Volksschule in Berlin Mitte ist kein christlicher Gesangsverein, und Neue hatten es bei uns nicht einfach, außer sie schwangen von vornherein den Rohrstock so unmissverständlich, dass man sich lieber nicht mit ihnen anlegte. Und Zeichnen? Wer außer mir hatte schon Lust an Zeichnen! Dass die Neue außerdem noch Rechnen in den

beiden unteren Klassen unterrichtete, machte sie auch nicht gerade anziehender.

Ich werde niemals vergessen, wie Paula das erste Mal in unsere Klasse kam – eine lange Latte mit großen Füßen und großen Schritten, dünn, ein bisschen vorgebeugt, und dann die Nickelbrille und die kurzen, »unweiblichen« Haare ...

Und sie fragte uns, wer einen Kreis an die Tafel zeichnen könne. Einen richtigen, vollkommenen Kreis. Einen, den man mit dem Zirkel nachmessen könne.

Es war ein Spiel, und selbstverständlich konnte es keiner. Außer ihr selbst. Zufall, schrie die ganze Klasse beim ersten Mal. Und dann machte sie es wieder. Und wieder. In jeder Größe. Trat an die Tafel, die Kreide in der erhobenen Rechten, die Linke ein bisschen zur Seite gespreizt wie jemand, der Balance halten muss, holte tief Luft und zog ihren vollkommenen Kreis.

Sie hatte leichtes Spiel mit uns, und als sie vor zwei Jahren, als dieses vermaledeite Beamtengesetz herauskam, von der Volksschule abging, um nur noch am Jüdischen Lyzeum zu unterrichten, hat diese Rowdyklasse ihr einen großen Blumenstrauß geschenkt, obwohl manche das schon fast ein bisschen zu mutig fanden.

Damals, nach jenem ersten Tag – es war die letzte Stunde gewesen, und ich kam gerade aus der Schule, stand sie draußen mit ihrer großen Zeichenmappe unterm Arm, so eine Art violetten Turban um den Kopf, und sagte: »Wir haben den gleichen Weg, nicht wahr? Du bist doch Katharina Sander. Wir wohnen im gleichen Haus.«

Es gibt ein Buch – denn inzwischen lese ich Bücher, ich kann gar nicht mehr aufhören damit, Paula gibt sie mir – ein Buch von einem gewissen Italiener namens Dante Alighieri, in dem der seine erste Liebe beschreibt. Das

Buch heißt »Vita Nuova«, also »Neues Leben«, und es endet mit den Worten: Vita nuova incipit. Ein neues Leben fängt an. So war das bei mir, als Paula auftauchte.

Dass sie meine Tante ist, teilte sie mir irgendwann eher beiläufig mit. Die Familiengeschichten waren ihr nicht wichtig. Wichtig war ihr, wie sie mir sagte, meine Art, die anders war als die der anderen Kinder. Und mein Talent. Nicht, dass ich den vollkommenen Kreis auch geschafft hätte. Aber doch beinah. Und außerdem kommt es ja nicht auf den Kreis an. Paula sagt, ich kann das aufs Papier bringen, was ich sehe. Ich finde nichts Besonderes dabei. Aber wenn es die anderen nicht können ...

Paula brachte es irgendwie fertig, dass ich auf die Aufbauschule durfte, wo man sogar acht Klassen machen kann. Das ist zwar nicht wie Oberschule, aber doch ganz schön, bis auf die Tatsache, dass die Blaschke da auch hinkam.

Inzwischen habe ich gute Zensuren in fast allen Fächern, und in Deutsch, Mathematik und Zeichnen Einsen. In Turnen sowieso. Noch immer bin ich Vorturnerin, obwohl ich die Einzige bin, die nicht im BDM, im völkischen »Bund Deutscher Mädels«, Mitglied ist – außer den drei Jüdinnen natürlich, solange sie noch auf dieser Schule waren. Paula hat das ganz schnell geschafft mit mir. Sie musste eigentlich nur antippen. Die in der Klasse gucken mich scheel an, wie immer. Aber das ist mir egal. Noch egal als früher.



Paula hat sich beruhigt. Sie geht mit ihren großen Schritten im Raum hin und her. Sie hat den Pinsel in der Hand, tritt von Zeit zu Zeit zerstreut vor das Bild, als wollte

sie etwas verbessern, aber mir scheint, als wenn sie gar nicht richtig hinguckt. Ihre Brille hat sie wieder auf der Nase, obwohl sie sie zum Malen nicht braucht. Nur für die Ferne, wie ich.

»Wegen Bertram bin ich damals zurückgekommen nach Berlin. Nach Deutschland. Er schrieb mir, wie schlecht es seinem Herzen geht - und dass er seine Tochter noch ein bisschen um sich haben wollte. Vielleicht hätte ich ihn lieber überreden sollen, zu mir zu kommen, nach Holland, wenn ich da auch bloß ein kleines Zimmerchen und ein noch kleineres Atelier hatte. Dann wäre er vielleicht noch am Leben.«

»Wenn du nicht zurückgekommen wärst, dann hätten wir uns nie kennen gelernt«, sage ich leise.

Sie schüttelt den Kopf. »Das gibt es gar nicht auf der Welt, dass du und ich, dass wir uns nicht kennen gelernt hätten, Katze«, sagt sie entschieden. »Das war nicht zu vermeiden.« Sie nimmt die Brille vorsichtig wieder ab und streckt sie mir hin, damit ich sie beiseite lege. Ihre Augen sind ohne die Gläser nackt, sie blinzelt. Ihr Haar fängt an grau zu werden. Ich mag nicht, dass sie so aussieht. So erbarmungswürdig. Ich will, dass Paula stark ist. Stärker als alle und alles auf der Welt.

Ich sehe, dass sie sich einen Ruck gibt. »Kommst du mit mir?«, fragt sie halblaut, ohne zu mir hinzusehen. »Rüber in die Wohnung?«

Ich bin begriffsstutzig. »In welche Wohnung?«

»Ins Vorderhaus. In die Beletage. Ich suche etwas. Bitte, komm mit.«

»Ich war da noch nie. Warum soll ich -«

»Luise ist unterwegs. Sie erledigt alles wegen der Beerdigung. Bitte, Katze. Ich denke, dass ich vielleicht das finde, was mir mein Vater sagen wollte. Es lässt mir keine

Ruhe. Und Luise – Luise kann man nicht fragen. Ich hab manchmal einfach Angst vor ihr.« Sie verzieht das Gesicht zu einer kläglichen Grimasse. »Ich kann jetzt nicht allein dahin gehen«, gesteht sie.

Sie bittet mich um etwas ... Ich nicke stumm, und Paula fasst mich an der Hand. Sie hat große, warme, feste Hände.

Wir gehen hinaus aus dem Atelier und den Gang entlang, von dem die Bodenkammern abgehen. Paula hat mir erklärt, dass hier früher die Dienstboten der reichen Leute aus dem Vorderhaus geschlafen haben. Nun sind es nur noch Abstellkammern, mit Vorhängeschlössern versehen. Es gibt eine Brandmauer zwischen Quergebäude und Vorderhaus, darin eine kleine Eisentür. Zu der hat Paula den Schlüssel. Dann betreten wir den großen Wäscheboden des Haupthauses, der ebenfalls von Lattenverschlägen und Abstellmöglichkeiten begrenzt wird. Hier oben riecht es nach warmem Staub, als wenn der Sommer noch da wäre. Die Tür zum Treppenhaus steht sperrangelweit offen und ich zögere einen Moment.

»Komm nur«, sagt Paula. »Immer vorwärts. Neue Mieter ziehen ein, in die Wohnung der Rauchs.«

»Wieso das?«, frage ich. »Sind Rauchs denn ausgezogen?«

»Ich würde es eher geflüchtet nennen. Jedenfalls haben sie alles stehn und liegen lassen und sind auf und davon. Eine weise Entscheidung, denke ich. Und nun diese Neuen! Stellen ihre eigenen schäbigen Möbelstücke auf den Dachboden und übernehmen gleich Rauchs gesamte Einrichtung. Leichenfledderer. Eigentlich schade, dass mein Vater nicht zu Haus gestorben ist. Der Sarg eines Juden hätte sehr gut hergepasst.«

Ihre Stimme ist noch rauer als sonst, sie klingt gepresst von verhaltenem Schmerz.

Wir gehen die Treppe hinunter, vorbei an Möbelpackern in blauweiß gestreiften Blusen. An der Tür der Rauch'schen Wohnung schraubt jemand gerade das Namensschild aus poliertem Messing ab.

Und dann höre ich da drinnen eine helle Jungenstimme, schwingend, befehlend, melodisch. Mein Name ist Gerolf Ginzel. Das schmale brünette Gesicht, die Augen - Leichenfledderer?! Ich beiße mir auf die Lippe.

»Was hast du?«, fragt Paula, die immer alles merkt, was mit mir passiert. »Du musst keine Angst haben.«

Wir drücken uns an den Umzugsleuten vorbei. Das Schild »Glücksman« an der Tür unten im ersten Stock ist noch glänzender, noch größer, noch verschnörkelter als das, was da oben gerade abgeschraubt wird. In das dunkle Holz der Tür hat jemand in steiler gotischer Schrift vier Buchstaben eingeritzt. Es ist zu erkennen, wie sehr man sich bemüht hat, diese Buchstaben zu entfernen, aber sie sind trotzdem noch zu lesen. Unter dem Namensschild steht eingeritzt JUDE.

»Nur herein in die jute Stube!«

Wenn Paula wütend ist oder aufgeregt, verfällt sie manchmal ins Berlinern. Sie sagt, Liebermann, ihr zweiter, der ganz große Lehrer von der Akademie, den sie im Frühjahr begraben haben, hätte das auch getan.

Bekommen folge ich ihr in die Wohnung. Aber die weiträumige Diele und der anschließende Flur, durch die wir gehen, sind bei weitem nicht so luxuriös, wie ich mir das immer vorgestellt hatte, wenn ich von draußen zu den gebauschten Stores, den Blumenkästen und den verstellbaren Jalousien hinaufgeschaut hatte. Da gibt's keine dicken Teppiche und keine Kronleuchter oder so was. Aber dafür Bilder. Alles hängt voller Bilder. Ich stehe inmitten dieser Diele und habe ganz vergessen, weswegen

ich hierher mitgenommen wurde, reiße den Mund auf und kann mich nicht satt sehen.

Die Bilder erinnern an die Art, wie Paula malt. Aber sie sind gleichzeitig ganz anders. Paulas Bilder sind wild, ihre Farben leuchten, manchmal wie ein Bauerngarten und manchmal wie Pflanzen in einem Treibhaus. Das hier ist viel gemäßiger, irgendwie zurückhaltend. Die meisten sind solche »Schinken«, wie sie in vielen Museen hängen, und über die sich Paula immer lustig macht, andere erzählen gleichsam Geschichten, wie auch ihre meisten Gemälde. Auf beinahe allen sind nackte Mädchen dargestellt. Und eines davon kenne ich sogar. Es ist das einzige »Kunstwerk«, das im trübseligen Wohnzimmer meiner Großmutter Agnes ebenfalls die Wand ziert. Zwei auf einer Schaukel. Das hier ist das Original.

»Was sind das für Bilder?«, frage ich benommen. Ich kann mich gar nicht satt sehen.

»Das sind alles Markwarts«, sagt Paula zerstreut. »Mein erster Lehrer. Er hat mich kostenlos unterrichtet. Als er starb, hat er uns diese Bilder geschenkt.«

»Wer ist ›uns‹?«

»Luise und mir.«

»Aber wieso –«

»Das erklär ich dir ein andermal, Katze. Komm jetzt.«

Sie geht vor mir her den langen Korridor zum Seitentrakt entlang und öffnet eine Tür.

»Das war Vaters Zimmer. Er hat mir irgendwann gesagt, dass er ein Testament machen würde.«

Sie geht auf einen Schreibsekretär mit Rollklappe zu und rüttelt unsanft an den Verschlüssen.

»Natürlich«, murmelt sie. »Alles dicht. Und wer hat die Schlüssel? Luise. Warte hier.«